

Ulrich BEST, Chemnitz
Anke STRÜVER, Münster

Stadtviertel in Bewegung: Diskurs und Alltagsmacht in Hamburg-St. Pauli und Berlin-Kreuzberg

„... die Bronx, die schwarzen Ghettos von Chicago,
de[r] Montmartre von Paris, Kreuzberg in Berlin,
das Karo-Viertel und die Hafensstraße in Hamburg,
das China-Viertel in Sidney ...“¹

Summary

This article looks at practices of local identification in two urban quarters: Berlin-Kreuzberg and Hamburg-St. Pauli. Both have experienced practices of marginalisation, exclusion and stigmatisation, but have also been constructed as places of alternative life-styles and politics. The specific question that is addressed is as follows: How do the inhabitants negotiate their relations with the place and its symbols? Temporally, we describe a history of appropriations and counter-appropriations of the place and the symbol. Politically, we distinguish between different practices of localisation, and theoretically, we arrive at a concept of local identification as the negotiation of images, power and everyday life.

Die aktuelle Diskussion über eine „Neue Kulturgeographie“ (z.B. in Petermanns Geographische Mitteilungen 2003, Jg. 147, H. 2 und in dieser Zeitschrift 2003, Bd. 77, H. 1) hat eine alte Debatte von einer neuen Perspektive angegangen: die Frage der „regionalen Identität“ oder der räumlichen Identifikation, die vor einigen Jahren u.a. in dieser Zeitschrift verhandelt wurde. Ging es damals um physische „Räume“ und die Prozesse der Identifikation mit oder in diesen Räumen, ist der heutige Konsens: Identitäten sind sozial und diskursiv konstruiert, die von Menschen wie die von Räumen. Das Augenmerk richtet sich daher auf Bedeutungszuschreibungen und auf das Verhältnis von Diskursen, deren Interpretationen und materiellen Ausdrucksformen. Dabei handelt es sich jedoch nicht um problemlose Vorgän-

¹ Editorial. In: Das Argument 228, 1998, 761.

ge. Vielmehr sind diese Konstruktionen stets machtdurchzogen, umkämpft und politisch.

In diesem Beitrag widmen wir uns mithilfe eines semiotisch orientierten Vorgehens, das sich insbesondere auf die konnotativ-symbolische Ebene der Bedeutungsproduktion bezieht (vgl. BARTHES 1977; FLEISCHMANN, STRÜVER und TROSTORFF 2004) der (De-) Konstruktion zweier Stadtviertel durch die städtische Politik, die Alltagspraktiken der Bewohnerinnen und Bewohner und nicht zuletzt durch die Medien. Anhand der zwei Beispiele Berlin-Kreuzberg und Hamburg-St. Pauli, in denen die Aspekte der Politik der Identität und der Raumbildung durch Raumbilder zum Ausdruck kommen, werden wir dominante stadtpolitische Diskurse im Hinblick auf ihre wirkungsmächtigen Bedeutungszuschreibungen und deren Konsequenzen für die Stadtviertel und ihre Bewohnerinnen und Bewohner untersuchen. Denn die Maßstabebene des Stadtteils spielt in der aktuellen politischen Diskussion eine besondere Rolle. Sie sind Orte der Ausschließung und der Integration. Und diese Prozesse lassen sich nicht nur im materiellen Sinne, als neue Formen sozialer Ungleichheit und städtischer Polarisierung zurück finden. Es sind ebenso symbolische Prozesse, in denen Zugehörigkeit und Andersheit definiert werden.

Solche Konstruktionen sind nicht neutral, sondern verfolgen bestimmte politische Interessen und Ziele und sind daher mit Machtverhältnissen einerseits und alltagspraktischen Auswirkungen andererseits verbunden. Indem wir diese Konstruktionen nicht als feststehend begreifen, sondern als instabile und momentane Produktionen, versuchen wir zu veranschaulichen, wo die Macht der Inszenierungen in eine Macht des alltäglichen Handelns und Aneignens übergeht und umgeformt wird. Ansatzpunkte sind hier die individuellen wie kollektiven Strategien der lokalen Bevölkerung, ihre Interessen, Taktiken und Praktiken. Anhand der gewählten Beispielorte illustrieren wir den Wechsel und die Verflechtung von kollektiven Strategien der Bewohnerinnen und Bewohner sowie ihre Rollen in der übergreifenden Stadtpolitik: Kreuzberg – Bohème- und Sanierungsviertel, schriller Punk-Bezirk, AusländerInnenviertel, „Ghetto“; St. Pauli – bekanntes Vergnügungs- und Szeneviertel, innenstadtnah und „aufstrebend“, zugleich jedoch „sozialer Brennpunkt“ durch die Konzentration von Armut, Kriminalität und AusländerInnen.

Kreuzberg und St. Pauli weisen trotz aller Gemeinsamkeiten einige Unterschiede auf. Auch unsere Darstellungen sind bewusst unterschiedlich gehalten. Die unterschiedlichen Dramaturgien verdeutlichen dabei auch zwei verschiedene Zugangsweisen zum Thema bzw. zum jeweiligen Stadtteil: wo in der Betrachtung von St. Pauli mit einer strukturanalytischen Perspektive gearbeitet wird, werden im Abschnitt Kreuzberg Linien innerhalb Kreuzbergs gezogen. Ebenso versuchen wir in unseren Darstel-

lungen einen weiteren Aspekt neuerer Entwicklungen in der Kulturgeographie umzusetzen: Stil und Quellen, die wir für den Artikel gewählt haben, sind nicht immer die klassisch-akademischen. Es geht darum, auch populär-kulturelle Texte zu integrieren und schon damit die alltagsweltliche Ausrichtung des Beitrages kenntlich zu machen.

Die Maßstabebene Stadtteil im raumbezogenen Diskurs

Das Stadtviertel hat in den letzten Jahren in der geographischen Debatte einen Wandel durchlaufen. Abgesehen von einer verstärkten Aufmerksamkeit für das Regionale und das Städtische wurde das Stadtviertel als eine besondere Ebene der Analyse und der Politik entdeckt. Dieser Wandel steht in engem Zusammenhang mit dem zu beobachtenden gesellschaftlichen Wandel bzw. Wandlungen, die sich in den 1990er Jahren als verschiedene Tendenzen und Debatten abzeichnen.

Da ist zum einen die Debatte über Gentrification, die Aufwertung und Verarmung von einzelnen Stadtvierteln sowie über polarisierte Stadtteilentwicklung (vgl. DANGSCHAT 1994, 1997a, 1997b; HÄUßERMANN und KAPPAN 2000; SMITH 1996; MARCUSE und VAN KEMPEN 2000). Der urbane Strukturwandel wird als in den übergeordneten Prozess der Globalisierung eingeordnet verstanden, der zum Auftreten neuer gesellschaftlicher Polarisierungstendenzen führt. Diese wiederum manifestieren sich in der räumlichen Ordnung der städtischen Wirtschaft, in der Organisation der Arbeitsprozesse sowie in den soziokulturellen Praktiken. Weitere Folgen dieser Trends sind eine wachsende Armut und verstärkte Marginalisierungsprozesse in den Städten. Die Metropolenbildung, der fortgeschrittene Wandel zur Dienstleistungsgesellschaft und die Deregulierung und Flexibilisierung von Beschäftigungsverhältnissen stehen in engem Zusammenhang mit der zu beobachtenden doppelten Spaltung des städtischen Arbeitsmarktes. Sie äußert sich als Trennung in Arbeits-/Erwerbslose und Beschäftigte sowie in hoch qualifizierte, ortsungebundene WissensträgerInnen und gering qualifizierte, räumlich gebundene Arbeitskräfte im prekären, sozialstaatlich und gewerkschaftlich unabgesicherten, teilweise informellen Dienstleistungssektor (vgl. YOUNG 1998). Die zunehmende Ausdifferenzierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse spiegelt sich auch in der sozialräumlichen Polarisierung von Städten wider: Vielerorts führt die Aufwertung der Innenstädte und innenstadtnaher Wohnquartiere zu einer Verdrängung der dort ansässigen verarmten und sozial diskriminierten Bevölkerung durch gut bezahlte Beschäftigte in oftmals am Stadtrand gelegene Großwohnsiedlungen oder in Viertel mit schlechter Wohnqualität, die schnell als Problemstadtteile oder soziale Brennpunkte klassifiziert und stigmatisiert werden (vgl. BLASIUS 1993; DANGSCHAT 1997a, 1997b; KRÄTKE 1995).

Der gesellschaftliche Wandel einerseits und die Entwicklung und Gestaltung städtischer Wohnquartiere andererseits offenbaren sich als zunehmend komplexe Sachverhalte. Dieser Beitrag wird allerdings die aktuelle Diskussion um die Mechanismen, die zur symbolischen wie faktischen Verknüpfung von sozialen Gruppen mit bestimmten Räumen führen, nur kurz berühren. Denn es geht uns nicht darum, „soziale Gruppen“ und „Stadtteile“ einander gegenüberzustellen, sondern die Kategorie „Stadtteil“ in ihrer Vielschichtigkeit und Einbettung in politische sowie alltägliche Projekte zu untersuchen.

Das Stadtviertel als Quartier ist ein Schlagwort, das oftmals Attraktivität transportiert – als Heimat oder Nachbarschaft – und das zugleich ebenso häufig das Abgehängte ausdrückt, in Form „benachteiligter“ oder „problembehafteter“ Quartiere bzw. „sozialer Brennpunkte“. In den 1980er Jahren hatte ein Stadtteil-„Kiez“ für PlannerInnen die Rolle, Behutsamkeit und Partizipation zu vermitteln. Ende der 1990er Jahre wird er dann zur neuen Planerfiktion. Anders als in den vorherigen Diskursen verkörpert der Stadtteil nun ein Bündel von Verlusterzählungen: Wegzug, Verwahrlosung, Kriminalität. Am Beispiel Berlin liest es sich in der Tagespresse beispielsweise wie folgt: „Das Todesurteil für jeden Stadtteil: Die Arbeitenden und die Familien ziehen weg, die Arbeitslosen und Alten bleiben. Verfallene Häuser, verdreckte Straßen, Bandenkriminalität sind die schmerzlichen Folgen.“² Als Reaktion darauf wird so genanntes Quartiersmanagement zum Modell. So zielen Programme der Europäischen Union ausdrücklich auf die „Quartiere“ und „Nachbarschaften“ als Orte sozialer Probleme – aber auch als deren Lösungen (BRENNER 2004).

Damit in engem Zusammenhang – wie auch mit der breiten Diskussion um gesellschaftlichen Wandel – stehen symbolische wie faktische Ausgrenzungen, die (Be)Wertung von Bevölkerungsgruppen, aber auch von Stadtvierteln. Ausgrenzungsmechanismen sind hierfür in Verbindung mit gesellschaftlichen Kategorisierungen und Hierarchisierungen zu verstehen, die auf bestimmten Normen basieren und sich als Be- bzw. Abwertung unterschiedlicher Menschen äußern. Die Unterschiede zwischen ihnen bzw. gesellschaftlichen Kategorien sind einerseits als Abgrenzungen markiert und erfolgen andererseits als Homogenisierungen. Diese Grenzziehungen verweisen aber auch darauf, dass die verschiedenen Kategorien in einem Verhältnis zueinander stehen, dass es sich um Relationen handelt. Diese relationalen Kategorisierungen funktionieren nur über die Abgrenzung des Einen vom Anderen, die Einteilungen in drinnen und draußen sowie Rekonstruktionen von Norm und Abweichung – und all diese Prinzipien führen zu sowohl symbolischen als auch faktischen gesellschaftlichen Ein- und Ausschlüssen.

² BZ vom 05.01.1999.

Wir begreifen im Folgenden die Bedeutungszuschreibungen auf Stadtviertel und die in ihnen lebende Bevölkerung als ein typisches Abgrenzungs- und Ausgrenzungsphänomen. Menschen in stigmatisierten Stadtteilen werden als Andere klassifiziert, als „Abweichende“ kategorisiert, und sowohl sozial wie räumlich ausgegrenzt. Dies produziert aber auch ein Phänomen, das verändernde, unterwandernde und teilweise subversive Potentiale in sich birgt; räumliche Identifikation, die kollektive Verortung der Bevölkerung wird zu einer (Überlebens-)Strategie im Alltag und dient zur Durchsetzung politischer Interessen. Diesen Strategien gilt unser Augenmerk. Wir wollen versuchen, sie in der Vielfalt von Praktiken eines Stadtteils aufzuspüren.

Lokaltermin Hamburg-St. Pauli: Grosse Freiheit, Herrenweide und: „You’ll never walk alone“

„Das Herz von St. Pauli schlägt mit vielen unterschiedlichen Takten. Das hier ist die absolute Multikultur, echt geil. Hier läuft alles zusammen: Theater und Underground, Kabarett und Subkultur, Restaurants und Sex – richtig schön bunt.“ (Udo LINDENBERG zitiert in BREIHZOLZ 1999, 5)

Der oben angedeutete Prozess des metropolitanen Strukturwandels geht auch in Hamburg mit einer sozioökonomischen Fragmentierung einher. Die Unterschiede zwischen armen und reichen Wohnvierteln haben sich verstärkt, so dass sich die soziale Polarisierung der Bevölkerung als räumliches Muster nachvollziehen lässt. St. Pauli ist ein kleiner Teil dieses Musters, ein bunter „Stein“ im ebenso bunten Mosaik – und dieser Vergleich macht deutlich, dass Hamburg früher wie heute der Kontext für St. Pauli war bzw. ist und umgekehrt.

Die Freie und Hansestadt Hamburg ist mit einer Bevölkerung von mehr als 1,7 Millionen Menschen nach Berlin die zweitgrößte Stadt Deutschlands. Deutlicher als Berlin nimmt sie jedoch auch als Wirtschaftsstandort eine Spitzenposition unter den deutschen bzw. europäischen Metropolen ein. Ganz dem globalen Trend folgend ist das Wirtschaftswachstum mittlerweile – trotz der Tradition als Hafen- und Handelsstadt – eindeutig auf den sonstigen Dienstleistungssektor zurückzuführen. Im Zuge dieser Umorientierung verliert das alte Markenzeichen „Hansestadt“ zunehmend an Bedeutung und wird stets selbstbewusster durch das neue Attribut „Grüne Servicemetropole“ ersetzt. Viele der dort lebenden Menschen versehen die Stadt bzw. einige ihrer Teile jedoch mit ganz anderen Charakteristika und ohne hier auf diese Vielfalt und Vielfältigkeit weiter einzugehen, konzentriert sich das Folgende auf Auseinandersetzungen im und um den Stadtteil St. Pauli, um Raumbilder und Bedeutungszuschreibungen und ihre „materiellen“ Ausdrucksformen.

„Auf der Reeperbahn nachts um halb eins!

...

Auf der Reeperbahn nachts um halb eins,
ob du 'n Mädel hast oder auch keins,
amüsiertst du dich, denn das findet sich
auf der Reeperbahn nachts um halb eins.
Wer noch niemals in lauschiger Nacht
solchen Reeperbahnbummel gemacht,
ist ein armer Wicht, denn er kennt dich nicht,
mein St. Pauli, St. Pauli bei Nacht.“³

In diesem populären Lied von Hans Albers wird St. Pauli auf die Reeperbahn bzw. das Nachtleben und damit auf seine Vergnügungsfunktion reduziert. Im Weiteren soll es jedoch nicht um die Mechanismen der Bedeutungsproduktion in und durch Populärkultur und ihre Funktionen und Wirkungen in der Alltagspraxis gehen. Vielmehr bieten wir nun einen Reeperbahn- bzw. St. Pauli-Bummel an, um sich ein vielschichtigeres Bild machen zu können.

St. Paulis Ursprünge liegen in einer im 17. Jahrhundert entstandenen Siedlung zwischen den Städten Hamburg und Altona, die aus einfachen Wohnhäusern sowie in diesen Städten unerwünschten, da lärm- und schmutzverursachenden Gewerbebetrieben bestand. 1833 erhielt diese Siedlung den nicht unbedeutenden Status einer offiziellen Hamburger Vorstadt und wurde 1894 schließlich in die Stadt Hamburg eingemeindet. Infolge der zunehmenden Industrialisierung und des starken Bevölkerungswachstums entwickelten sich Hamburg und seine Nachbarstädte (Altona, Wandsbek, Harburg) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Agglomerationsraum. Die damalige Vorstadt St. Pauli wurde in diesem Zusammenhang gezielt für die Ansiedlung der so genannten unteren Sozialschichten genutzt, die in einem jährlichen Bevölkerungswachstum von ca. 30% und dem Bau von einfachen, engen Unterkünften für Arbeiterfamilien resultierte. Zeitgleich führte die funktionale Trennung entlang der Reeperbahn zu einem heute noch sichtbaren Differenzierungsprozess des Stadtteils: Während sich um diese Straße herum das Vergnügungsviertel weiter heraus bildete, blieb der Süden von hafenbezogenen Produktionsstätten und Handwerksbetrieben geprägt und entwickelten sich der Norden sowie der Südwesten zum Wohnquartier. Nach dem Zweiten Weltkrieg war ein Drittel des Wohnhausbestandes in St. Pauli zerstört und wurde nur sehr zögerlich wieder aufgebaut: Aufgrund langanhaltender Auseinandersetzungen auf stadtplanerischer Ebene um Abriss oder Instandsetzung und Modernisierung der Bebauung wurden die Altbauten jahrzehntelang vernachlässigt und ihr

³ <http://www.der-blonde-hans.de> (Letzte Abfrage 22.11.04).

Zustand verschlechterte sich dramatisch. In viele dieser Gebäude zogen seit Ende der 1960er Jahre Gastarbeiterfamilien, insbesondere aus der Türkei. Zudem kam es im Rahmen der Rettung von Wohnraum vor dem Abriss zu zahlreichen Hausbesetzungen, von denen die in der Hafensstraße wohl die prominentesten sind (vgl. BREMER 1987; MANOS 1989).

St. Pauli ist auch heute noch ein innerstädtisches Wohngebiet der ärmeren Schichten. Es ist aber ebenso Touristenviertel bzw. -falle, traditionelles Hamburger Vergnügungsviertel, mutmaßlicher Sitz der organisierten Kriminalität und Gentrification-Gebiet. Nachfolgend wird, im Anschluss an einige Bemerkungen zu den Grenzen St. Paulis, zunächst in einige der „harten Fakten“ eingeführt. Anschließend stehen der Bereich des Vergnügens sowie andere Gewerbeformen und die wirtschaftliche Entwicklung auf dem Programm. Der Lokaltermin endet (vorläufig) mit raum- und stadtteilbezogenen Auseinandersetzungen, Alltagsstrategien und Widerstandsformen.

Jenseits der Reeperbahn: Die Grenzen St. Paulis

Administrative Grenzziehungen stellen oftmals Begrenzungen, Eingrenzungen, Abgrenzungen und Ausgrenzungen dar. Hamburg setzt sich aus sieben Bezirken mit 104 Stadtvierteln zusammen, eines davon ist die Nordseeinsel Neuwerk, ein anderes St. Pauli. Die Grenzen zwischen den Stadtvierteln sind dabei oftmals „falsch“, so auch die von St. Pauli – und zwar in vielerlei Hinsicht: Zum einen stimmen die administrativen Grenzen des Stadtteils nicht mit den ursprünglichen Grenzen der Vorstadt St. Pauli überein. Die namensgebende Kirche gehört z.B. mittlerweile gar nicht mehr dazu, sondern befindet sich im Stadtteil Altona-Altstadt. Zum anderen sind durch städtebauliche Eingriffe „Grenzen im Kopf“ wie die Durchgangsstraßen Reeperbahn und Simon-von-Utrecht-Straße entstanden, die als „Barrieren“ empfunden und nicht so leicht überquert werden. Schließlich gehört in der allgemeinen Vorstellung der Hexenberg im Westen zu St. Pauli (der offiziell ebenfalls zu Altona-Altstadt gehört) während das Schanzenviertel, das Karoviertel und die Hafensstraße als eigenständige Stadtteile bzw. Szeneviertel nicht berücksichtigt werden (obwohl sie administrativ dazugehören).

„St. Pauli ist das ärmste Stadtviertel der alten BRD, Hamburg die reichste Stadt der EU“⁴

Festmachen lässt sich diese Aussage anhand von quantifizierten sozio-ökonomischen Charakteristika: Ende 2002 lebten in St. Pauli 26.776 Menschen auf 2.6 km². Mit den sich daraus rechnerisch ergebenden 10.407 EinwohnerInnen pro km² handelt es sich um ein besonders hochverdichtetes

⁴ http://members.tripod.de/FutureCityHamburg/park_fiction_01.html (Letzte Abfrage 09.08.2002; nicht mehr aktiv. Dies war eine Webpage der AnwohnerInnen-Initiative Park Fiction, die sich für die Verbesserung der Lebensbedingung auf St. Pauli einsetzt.).

Wohnquartier (der Hamburger Durchschnitt liegt bei 2.267 EW/km²). Der Anteil der AusländerInnen, d.h. der in St. Pauli lebenden Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit liegt bei 32,2% (Durchschnitt HH: 15,5%) – davon sind 30% türkischer Herkunft. Dieser Anteil belief sich 1999 noch auf knapp 40%, doch ist dies nicht auf Abwanderung, sondern auf die Reform des Staatsbürgerrechts zurückzuführen – und macht damit einmal mehr die gesellschaftliche Konstruktion soziodemographischer Kategorien und Identitäten deutlich.

Eine Betrachtung der Einkommensklassen offenbart die ökonomische prekäre Lebenslage vieler Bewohnerinnen und Bewohner: Die niedrigste Einkommensklasse (bis 6.000/Jahr) stellt in St. Pauli mit knapp 20% die größte Gruppe dar. Die durchschnittlichen Jahreseinkünfte je steuerpflichtigem Erwerbstätigen sind mit ca. 20.000 in St. Pauli besonders gering (Durchschnitt HH: 33.000). Innerhalb Hamburgs gilt St. Pauli als so genanntes benachteiligtes Stadtquartier, dessen Charakteristika insbesondere am hohen Anteil der Arbeitslosen (2003: 11,5%, Durchschnitt HH: 7,3%) und SozialhilfeempfängerInnen (2002: 12,6%, Durchschnitt HH: 7,1%) festgemacht werden (vgl. STATISTISCHES LANDESAMT HAMBURG 2004).

„*Gammel auf dem Kiez*“⁵ – *Euros statt Eros?*

Der im Hamburger Vergleich stark differenzierten Nationalitäten- und auch Altersstruktur der Wohnbevölkerung St. Paulis steht die Häufung prekärer Lebenslagen gegenüber. Große Bevölkerungsteile sind dauerhaft auf Sozialhilfe angewiesen und von akuter ökonomischer Verarmung bedroht (Obdachlose, (Langzeit-) Erwerbslose, Alte mit geringer Rente, kinderreiche Alleinerziehende etc.).

Die ökonomische Situation der in St. Pauli lebenden Bevölkerung wird kontrastiert durch das Image seiner *Hauptstraßen* Reeperbahn und Große Freiheit, die weltweit bekannt geworden sind als Orte des Vergnügens und einen dementsprechend gewichtigen Wirtschaftsfaktor darstellen. Dieses Image und die damit verbundene ökonomische Prosperität stellt jedoch, wie bereits angedeutet, keinen Aufschwung für den gesamten Stadtteil dar. Vielmehr zeichnet sich St. Pauli weiterhin durch die räumliche Konzentration sozioökonomisch benachteiligter Bevölkerungsgruppen und so genannter sozialer Probleme aus. „In St. Pauli herrscht ein Slum-Klima.“⁶

⁵ Hamburger Morgenpost, 03.04.1998.

⁶ Zitat aus Interview 3 (A.S.). Dieses und alle nachfolgenden als „Interview (A.S.)“ gekennzeichneten Zitate stammen aus Interviews, die von der Autorin im Oktober und November 1999 im Rahmen einer gutachterlichen Untersuchung St. Paulis im Auftrag der Wirtschaftsbehörde Hamburg durchgeführt wurden. Gesprächspartner waren Akteure und Experten, die Wahrnehmungen und Bewertungen des Stadtteils aus lokal verankerter Perspektive wiedergaben (Projektentwickler aus den Bereichen Stadtentwicklung, Wirtschaftsförderung, Gemeinwesen- und Jugendarbeit, Mitglieder des Bezirkrates sowie diverser Stadtteil-

Das Ergebnis kann als ethnische und sozioökonomische Segregation bezeichnet werden, oftmals resultiert dies auch in der stigmatisierenden Kategorisierung als „soziales Problemviertel“, das mit den Schlagworten Verelendung, Armut, Kriminalität und Gefahr assoziiert wird. „Auf der Bevölkerung St. Paulis liegt ein Stigma.“⁷ Zudem gilt das Viertel mit seiner dichten Bebauung und der Bevölkerung unterschiedlichster sozialer und nationaler Herkunft als „überbevölkert“ und damit als „urbaner Brennpunkt“ sozialer Konflikte (vgl. MANOS 1989). „Die Mischung in St. Pauli wird geliebt und ist zugleich konfliktreich.“⁸

Zwar ist der Stadtteil-Nutznieder des städtischen Programms „Soziale Stadtteilentwicklung“ (vgl. STADTENTWICKLUNGSBEHÖRDE FHH 1999), Förderregion des Regionalentwicklungsfonds der EU sowie Empfänger eines Armutsbekämpfungsprogramms als Teil des 1997 förmlich festgelegten Sanierungsprogramms in St. Pauli Nord, doch eine Zugabe von Euros zu Eros reicht wohl nicht aus, um „Benachteiligung“ durch Finanzspritzen „von oben“ aufzuheben.

„Die geile Meile“⁹

Neben seiner Funktion als Wohnviertel ist St. Pauli auch ein innenstadtnaher, profitversprechender Wirtschaftsstandort, dessen Wettbewerbsfähigkeit es zu sichern gilt. Wie bereits erwähnt wird St. Pauli traditionell – und sicherlich nicht zu Unrecht – als Wirtschaftsstandort zuallererst mit seiner Vergnügungsfunktion assoziiert. Mit 30 Millionen Touristen pro Jahr ist St. Pauli das größte Vergnügungsviertel Europas. Seine Entstehung geht bis ins 17. Jahrhundert zurück, als es noch an der Landstraße zwischen Hamburg und Altona lag und Unternehmungslustige aus beiden Städten anzog.

In der Realität des 21. Jahrhunderts muss dieser Wirtschaftsstandort bzw. seine spezielle Ausrichtung auf sexualisiertes Vergnügen erhalten und gegen die lokale Bevölkerung und deren zunehmend artikulierte Interessen verteidigt werden. Der Wirtschaftssektor sexualisiertes Vergnügen hat aufgrund der Hafennähe eine lange Tradition in St. Pauli, die u.a. auch durch das Prostitutionsverbot in Hamburg forciert wurde. Mit der Umsetzung des Groß-Hamburg-Gesetzes (1937) der Nationalsozialisten wurde Prostitution grundsätzlich verboten. Als „Ausgleich“ wurde in St. Pauli die Herbertstrasse etabliert, eine an beiden Seiten durch Tore geschlossene Strasse, deren Betreten Frauen, die dort nicht arbeiten, untersagt war (und ist). Eine ähnliche Farce des Ausschlusses durch Einschluss spielte sich in den 1970er

Initiativen; weiterführend siehe OßENBRÜGGE und STRÜVER 2000).

⁷ Zitat aus Interview 8 (A.S.).

⁸ Zitat aus Interview 4 (A.S.).

⁹ www.hamburg-light.de/hh/stpauli/stpauli3.htm („Das Hamburg Handbuch eines Taxifahrers im Internet“) (Letzte Abfrage 09.08.2002; nicht mehr aktiv).

Jahren ab, als St. Pauli zum Sperrbezirk erklärt, aber gleichzeitig sogenannte Mädchenwohnheime bzw. Kontakthöfe entlang der Reeperbahn eröffnet wurden (Palais d'Amour, Eros Center).

Das älteste Gewerbe der Welt hielt und hält in St. Pauli bisher vielen politischen und ökonomischen Strukturwandeln stand. Doch auch jenseits dieses Sektors gibt es Gewerbe im Stadtteil, dessen Bestand allerdings akut bedroht ist. Die ehemals ansässigen Großbetriebe sind aus Mangel an Erweiterungsflächen bereits abgewandert, während kleinere Betriebe infolge ausbleibender Kundschaft und der allgemeinen Konkurrenzsituation oftmals zum Aufgeben gezwungen werden.

Insgesamt ist der Stadtteil verstärkt durch die Abwanderung bzw. Schließung von Betrieben des Produzierenden Gewerbes betroffen. Auf die bereits vollzogene Verlagerung hafenzugehöriger Wirtschaftsstrukturen und Produktionsstätten folgten seit Ende der 1980er Jahre u.a. der Schreibwarenhersteller Montblanc aus dem Schanzenviertel. Mit der Umstrukturierung des Schlachthofes zum Fleischgroßhandel verschwanden zudem die damit verbundenen Gewerbebetriebe (Messer, Waagen, Gewürze, Därme) aus dem Schanzen- und Karoviertel.

Die in diesem Zusammenhang frei gewordene „Rinderschlachthalle“ beherbergt seit einigen Jahren ca. 20 ExistenzgründerInnen aus dem Bereich Neue Medien. Impulsgeber für diese Art des Wirtschaftsstrukturwandels ist das „kreative, innovative und stimulierende Umfeld in St. Pauli“, das im Jahre 2000 sogar den Giganten *aol* anziehen und zu einer Niederlassung im (neuen) Millerntor-Hochhaus überzeugen konnte. Die lange Zeit als einziges größeres Unternehmen des produzierenden Gewerbes noch ansässige Bavaria St. Pauli Brauerei in St. Pauli-Süd wurde jedoch nach der Übernahme durch den ehemaligen Erzkonkurrenten Holsten-Brauerei AG 2001 geschlossen (vgl. STIEWE 2004).

„*Grosse Freiheit – Grenzenlos und ohne Risiko*“¹⁰

Um eine räumliche Imagination zu ergründen bedarf es oft nur der Dekonstruktion eines Straßennamens: Die Grosse Freiheit (und die Parallelstraße Kleine Freiheit), Wahr- bzw. Warenzeichen für das Ausleben einer (vermeintlich) größtmöglichen sexuellen Freiheit, verdanken ihren Namen der ursprünglichen Funktion als Bezirk der Gewerbe- und Religionsfreiheit im 17. Jahrhundert. Der Wandel zur „Sündenmeile“ fand erst im 20. Jahrhundert statt.

Pläne zur Erhaltung bzw. zum Ausbau der Vergnügungsfunktion gibt es zahlreiche. So existierte beispielsweise bis vor kurzem die Idee einer schwedischen Immobilienfirma, ein Urban Entertainment Center (UEC) am Millerntor zu bauen (bestehend aus einem ca. 65m hohen Hotelurm und ins-

¹⁰ Verändert nach „Grenzenlose Freiheit ohne Risiko“, taz (Hamburg) 06.08.1998.

gesamt 15.000m² Gewerbefläche für Läden, Restaurants, Unterhaltungsbetriebe sowie ein Multiplexkino). Am anderen Ende der Reeperbahn, am Nobistor, wurde mit dem Umbau des Niebuhr-Hochhauses zum Erlebniscenter „Kleine Freiheit“ auf 20.000m² bereits begonnen.

Bezüglich der Wirtschaftsentwicklung zeichnet sich für viele Bewohnerinnen und Bewohner ein (Schreckens-) Szenario ab, in dem St. Pauli immer mehr dem Markt überlassen wird, da Großinvestoren eine globalisierte Monokultur entstehen lassen und das „typische“ Pauli-Flair verloren geht. Diese Vereinheitlichung betrifft sowohl eine globalisierte Vergnügungsszene, die die lokale Kneipenkultur verdrängt, als auch eine Gewerbeentwicklung, die ausschließlich die Stärkung und den Ausbau der Bereiche Vergnügen und Neue Medien vorsieht. Die von vielen Bewohnerinnen und Bewohnern so geschätzte image- und identitätsstiftende Kleinteiligkeit St. Paulis geht dadurch verloren. „Durch die geplanten Megaprojekte wie das UEC nimmt die Seele des Ortes Schaden.“¹¹

Parkbank statt Datenbank!

„Die größte zusammenhängende Grünfläche ist der Fußballrasen am Millerntor.“¹²

Der FC St. Pauli und der Mythos Fußball am Millerntor schaffen eine besondere Form der St. Pauli-Identität, die nicht primär stadtteilbezogen ist. Aber: „Die Fans des FC St. Pauli: Als ‚Freudenhaus der Liga‘ hochgelobt, als ‚Zecken‘ oft beschimpft und in sich auch nicht immer einig. Fakt ist, daß von dieser Fan-Szene in den letzten zehn Jahren wichtige Impulse ausgingen, welche die Landschaft der deutschen Fußballanhänger ganz schön durcheinander wirbelten. Moderne, kritische und anspruchsvolle Fan-Zeitungen, Engagement gegen Ausländerfeindlichkeit in den Stadien, bundesweite Fan-Organisationen; vieles davon hatte seinen Ursprung am Millerntor. Doch kann man überhaupt von *den* Fans sprechen? Denn die Besucher unseres Stadions zeichnen sich neben ihrem außergewöhnlichen Engagement durch ihre enorme Vielschichtigkeit aus ...“¹³

Dieses Zitat und seine Überschrift verweisen auf die nachfolgenden Aspekte, auf die abschließend eingegangen werden soll, auf die „bunte Mischung, das positive Nebeneinander und der gemeinsame Überlebenswille der Bevölkerung“¹⁴, die „hohe Identifikation mit dem Stadtteil“¹⁵

¹¹ Zitat aus Interview 9 (A.S.).

¹² http://members.tripod.de/FutureCityHamburg/park_fiction_01.html (Letzte Abfrage 09.08.2002; nicht mehr aktiv. Dies war eine Webpage der AnwohnerInnen-Initiative Park Fiction, die sich für die Verbesserung der Lebensbedingungen auf St. Pauli einsetzt.).

¹³ <http://www.fcstpauli.de/sp/pages/fans/fanclubs/fanclubs.php> (letzte Abfrage 1.10.2004)

¹⁴ Zitat aus Interview 4 (A.S.).

¹⁵ Zitat aus Interview 2 (A.S.).

sowie die „hohe Toleranz und Solidarität“¹⁶ und die „große Streitkultur im Viertel, die viel einfordert und bewirkt“¹⁷.

„*Ein staatlich anerkannter Unruheherd*“¹⁸

Diese Überschrift bezieht sich auf die (St. Pauli-) Hafenstraße, die von anderen so beschrieben wird: „Ansonsten ist alles so, wie man es sich vorstellt: super-dreckig, aber irre kreativ und gemütlich.“¹⁹

St. Pauli ist ein Stadtteil mit großer spontaner Hilfsbereitschaft innerhalb der Nachbarschaft und – innerhalb Hamburgs – außerordentlich hohem politisch-ambitioniertem Engagement. Neben den Hausbesetzungen in der Hafenstraße als bekanntestem Beispiel sind unzählige Widerstands- und Solidaritätsaktivitäten zu beobachten. In jüngerer Zeit haben die Auseinandersetzungen um den Bau von kommerziellen Großprojekten und der gleichzeitig stattfindende Abbau von (halb-)öffentlichen Sozial- und Versorgungseinrichtungen (wie beispielsweise Obdachlosenzentren, Drogen- und AusländerInnenberatungsstellen, Krankenhaus, Schwimmbad und Deutsch-Ausländische Begegnungsstätte) zur Gründung stadtteilbezogener Initiativen und (funktionierender) Selbsthilfenetzwerke geführt. „Die allgemeine Sorge um den Stadtteil fängt an, Potentiale für die Stadtteilgestaltung freizusetzen.“²⁰ Diese Form der Solidarität und des kollektiven Widerstandes gegen die kommerzielle Ausbeutung des Quartiers kann als Prozess der räumlichen Identifikation nachvollzogen werden. „Es gibt auffällig viele stadtteilbezogene Initiativen hier, was beweist, dass die Identifikation sehr hoch ist. ... Die Menschen haben eher ein Zugehörigkeitsempfinden zu St. Pauli als zu Hamburg.“²¹ Der Identifikationsprozess ist ein dynamischer, der zwangsläufig auch auf der Vielfalt der im Stadtteil lebenden Menschen beruht. „Das gemeinsame Gefühl ‚wir sind alle Außenseiter‘ führt zu einer inneren Solidarität.“²² „Das kulturelle Pendant der sozialstrukturellen Pluralität lässt sich in diesem Stadtteil als eine Art ‚integrierter Inhomogenität‘ beschreiben. Es handelt sich um eine Kultur, die – da sie das Konfliktierende mit dem Harmonisierenden elementar in Verbindung birgt – als ‚explosiv‘, ‚besonders lebendig‘ oder ‚aufregend‘, aber auch als ‚unerträglich‘ empfunden werden kann“ (MANOS 1989, 12). Die Basis der aktiven Beteiligung an

¹⁶ Zitat aus Interview 5 (A.S.).

¹⁷ Zitat aus Interview 2 (A.S.).

¹⁸ taz (mag) 15.11.1997.

¹⁹ www.hamburg-light.de/hh/stpauli/stpauli5.htm („Das Hamburg Handbuch eines Taxifahrers im Internet“) (Letzte Abfrage 09.08.2002; nicht mehr aktiv).

²⁰ Zitat aus Interview 1 (A.S.).

²¹ Zitat aus Interview 2 (A.S.).

²² Zitat aus Interview 3 (A.S.).

der Stadtteilgestaltung ist nicht die angestrebte Abschaffung des Vergnügungssektors, sondern richtet sich gegen die Standortsicherungspolitik, die von der Bevölkerung als aufgezwungene Unterordnung ihrer Interessen empfunden wird. „Nach außen hin haben die St. PaulianerInnen klare Feindbilder.“²³ „St. Pauli bietet ein hohes Maß an Heimatgefühl. Dieses basiert ... auf dem gemeinsamen Kampf gegen das unterdrückerische Bezirksamt Mitte.“²⁴

Für diese Initiativen seien hier neben der Hafestraße beispielhaft genannt das Drogenplenum, das St. Pauli Archiv, diverse Volksküchen, die Initiative „Ein Stadtteil steht auf!“ zur Rettung des Hafenkrankehauses (später des Gesundheitszentrums), das Winternotprogramm für Obdachlose, das Bürgerbegehren „Stoppt den Bauwahn“ mit dem Slogan „Der Kiez sind wir!“ und die Initiative „Park Fiction“ für die Schaffung der ersten und einzigen Grünfläche für St. Pauli Süd (siehe STIEWE 2004).

Anstelle einer Zusammenfassung des Mosaiks St. Pauli ein weiterer Liedtext, der zwar mit „Hamburg“ betitelt ist, jedoch die Hansestadt auf St. Pauli und – einmal mehr – seine Vergnügungsfunktion reduziert:

„Hamburg

...

Wo am Hafen
die Schiffe und die Fische schlafen
Skianzüge, am Hans-Albers Platz
Frühstückstyranen
und auch Sorgenbrecher
Du altes Hamburg, unsere Schatzstadt,
wo am Hafen

...

Du alte Hanse
alle wollen Dich
und Du weißt das
und Dir gefällt das
und Du genießt das
und Du brauchst das
Du sexy Hamburg!“²⁵

Perspektivenwechsel

St. Pauli in seiner Mythologie, und vor allem in der Umkämpftheit dieser Mythologie, verdeutlicht die verschiedenen Prozesse der Aneignung und

²³ Zitat aus Interview 2 (A.S.).

²⁴ Zitat aus Interview 10 (A.S.).

²⁵ DIE LASSIE SINGERS 1992: Hamburg.

Enteignung, die auf die unterschiedlichen Bestandteile des Images zurückgreifen. Die Idee der Kleinteiligkeit und Beschaulichkeit zum Beispiel, die im Kampf „gegen“ die Aneignungsversuche der Entertainment- und Medienwirtschaft verteidigt wird, ist einerseits mit dem „Armutsquartier“ St. Pauli eng verschlungen, und zieht andererseits ihren Reiz gerade auch aus der Ausgeflipptheit und Andersheit des Viertels.

Nachdem wir versucht haben, an diesem Beispiel die Vielfältigkeiten dieses Konfliktes herauszuarbeiten, geht es nun am Beispiel Kreuzberg um die Frage der Aneignung, Umformung und Verhandlung solcher Bilder in Alltagspraktiken. Die Perspektive ist eine Binnenperspektive, in der die Prozesse der Einbettung Kreuzbergs in Praktiken der Stadtplanung und -politik eine Rolle spielen, die Geschichte und Topologie des Mythos Kreuzberg damit verknüpft wird, und die schließlich hinführt zu den alltäglichen Strategien des Umgangs mit der Stigmatisierung.

Kreuzberg

„Kreuzberg kann man gar nicht abschaffen. Kreuzberg ist Kreuzberg, und Kreuzberg bleibt Kreuzberg.“²⁶ Doch Kreuzberg gibt es nicht, und das ist keine ausgeflippte postmoderne These. Seit dem 1.1.2001 gibt es Kreuzberg nicht mehr. In der Berliner Bezirksreform wurde es mit dem Nachbarbezirk Friedrichshain zusammengelegt und heißt jetzt Friedrichshain-Kreuzberg.

Zwischen 1995 und 1998 wurden in Berlin verschiedene Formen einer Verwaltungsreform diskutiert, verbunden mit einer Zusammenlegung von kleineren Bezirken. Das offizielle Ziel war, die Bezirke in ihrer Größe anzugleichen, Geld zu sparen und bürokratischen Aufwand zu verringern. Zu Anfang wurde ein „Regierungsbezirk“ aus Kreuzberg, Mitte und Tiergarten diskutiert, später, ab 1997, die endgültige Aufteilung. 2001 schließlich trat der Beschluss, Kreuzberg mit Friedrichshain zusammenzulegen, in Kraft.

Eine gewisse Kontinuität der Zuschreibungen blieb aber gewahrt. Kreuzberg kam nicht nur im Sozialatlas 2003 (wie auch 1999 und 1995) auf den letzten Platz (SENATSVERWALTUNG FÜR GESUNDHEIT, SOZIALES UND VERBRAUCHERSCHUTZ 2004), was bedeutet, dass dort mit den höchsten bezirklichen Sozialausgaben, geringster Lebenserwartung, den meisten Krankheiten zu rechnen ist, sondern wurde als alter Arbeiterbezirk schon nach dem Krieg mit Sorge betrachtet (KNÖDLER-BUNTE 1984). In der Diskussion um die Bezirksreform wurde daher die Zusammenlegung mit Friedrichshain, dem jetzt drittletzten Bezirk in der Sozialraumanalyse, als die

²⁶ Jörg Schönbohm, CDU-Politiker, Ex-General, Berliner Innensenator bis 1999, zitiert in der taz (Berlin) vom 09.05.97.

Schaffung eines Armutsbezirkes, eines Armenhauses interpretiert: „Kreuzberg und Friedrichshain werden zum Armenhaus Berlins“²⁷.

„Ich arbeite immer in meinem Garten, hier ist immer Ruhe.“

„Dann gehe ich nach Hause. Meine Wohnung ist gut. Früher bin ich mit der Familie in den Park gegangen, jetzt kommen meine Enkelkinder hierher. Alle meine Kinder wohnen in Kreuzberg, zwei in der Naunynstraße, zwei in der Manteuffelstraße, zwei in der Prinzenstraße.“²⁸

Kreuzberg ist Armenhaus, Ghetto, Anarcho-Bezirk, „problembehaftetes Gebiet“, Sanierungsgebiet, Utopie, Modell ... und doch kann der oben zitierte Kreuzberger sein Leben auf seinen Garten, seine Wohnung und seine Familie reduzieren, alles in Kreuzberg. Worum geht es eigentlich? Die drei Eingangszitate – Kreuzberg kann man nicht abschaffen, Kreuzberg ist (k)ein Armenhaus, Kreuzberg ist im Garten – zeigen die drei Ebenen, um die es in diesem Abschnitt geht. Dieses sind die Ebenen der Stadtpolitik, der symbolischen Politik und der Alltagspolitik. Wir haben bereits angesprochen, dass die Maßstabebene des Stadtviertels politisch konstruiert und alltäglich wirksam ist und in welcher Weise mögliche Konstellationen von Macht und Gegenmacht verlaufen. Auf der Maßstabebene des Viertels setzen, wie auf allen anderen Ebenen, dauernde Verschiebungen von Grenzen an. Dies ist der erste Punkt, den wir diskutieren möchten, die administrative Konstruktion des Viertels im Verhältnis zu anderen Maßstabebenen administrativer Konstruktion. Zweitens: Machtfragen spielen hier eine Rolle, all diese Konstruktionen geschehen in Programmen, stehen Gegenentwürfen gegenüber. Schließlich ist es drittens die Ebene der alltäglichen Praktiken, auf der die Frage nach der Rolle des Viertels in „anderen“ Praktiken eine wesentliche Rolle spielt. Diese drei Punkte werden nun im Folgenden nebeneinander und miteinander, im Wechsel von Interviewzitate, Zeitungsausschnitten und Politik in einer chronologischen Geschichte des Stadtviertels und dessen Aneignung erzählt. Die Geschichte Kreuzbergs als Untergliederung der Gesamtstadt ist zuerst die Geschichte einer Form.

²⁷ taz (Berlin) vom 24.03.1998.

²⁸ Die Interviewzitate stammen aus dem Jahr 1999 und 2000 aus der Diplomarbeit zum Thema der lokalen Identifikation in Berlin Kreuzberg von Ulrich Best (für nähere Details BEST und GEBHARDT 2001). Die Interviews wurden mit Bewohnerinnen und Bewohnern des Bezirks geführt, die durch geschichtetes Sampling ausgewählt wurden. In dieser Arbeit waren sie „ethnisiert“, das heißt, mit falschen, aber „ethnisch passenden“ Namen versehen. Sie dienen hier aber hauptsächlich dazu, verschiedene Praktiken aufzuzeigen, ohne diese weiter in den individuellen Zusammenhang einzubetten. Daher wird auf eine nähere Zuordnung verzichtet. Alle Zitate stammen aus verschiedenen Interviews.

„Nein, ich möchte hier wohnen, in SW 61. Im Süßen Winkel, haben wir früher gesagt.“²⁹

Kreuzberg, das jetzt nicht mehr existiert, hatte im Jahr 2000 145.000 EinwohnerInnen und war flächenmäßig der zweitkleinste Bezirk Berlins, größer nur als sein östlicher Nachbarbezirk Friedrichshain (vgl. KAAK 1988, 10ff.). Des Weiteren grenzte Kreuzberg an Treptow, Neukölln, Tempelhof, Schöneberg, Tiergarten und Mitte. Der Bezirk Kreuzberg, 1920 unter dem Namen Hallesches Tor geschaffen, war das Produkt der Zusammenlegung des südlichen Teils der „Friedrichstadt“ im Westen, der „Luisenstadt“ im Osten (auch als „Köllnische Vorstadt/Köpenicker Vorstadt“ bezeichnet) und der „Tempelhofer Vorstadt“ südlich des Landwehrkanals. Die heute übliche Trennung von „61“ und „(SO) 36“ beruht auf den Postleitzahlengebieten. Anfang der 1960er Jahre wurde aus den alten Zustellgebieten SW 11, SW 29, SW 61 und SW 68 das neue 61 geschaffen, aus dem östlichen Teil SO 36 wurde 36. Im Zuge der Sanierungen ab den 60er Jahren ergab sich eine weitere Gliederung in das Sanierungsgebiet Kreuzberg Süd und das Sanierungsgebiet Kreuzberg Nord. Die Grenzen dieser Sanierungsgebiete verschoben sich in der Folgezeit mehrmals.

Durch die „Strategien für Kreuzberg“ 1978 und die Internationale Bauausstellung 1984 in Berlin („Behutsame Stadterneuerung“) wurde diese Gliederung überschrieben durch die südliche Friedrichstadt, das „Strategiengebiet SO 36“ und das Sanierungsgebiet „Luisenstadt“. Das war „historisch nicht ganz korrekt“, wie KAAK (1988, 29) bemerkt: die Grenzen waren nicht die der historischen Luisenstadt. Die neuen Postleitzahlengebiete Anfang der 1990er bereiteten auch der Grenze zwischen 61 und 36 ein offizielles Ende. 1999 schließlich wurden zwei weitere Ebenen in Kreuzberg eingeschrieben, der Wrangelkiez und das Gebiet Kottbusser Tor, die beide als „problembehaftete Gebiete“ definiert und mit Quartiersmanagement belegt wurden. All diese Gliederungen waren nicht unumkämpft, es gab vielfältige Widerstände. „SO 36“ zum Beispiel ist bis heute der Name eines Punk- und Rock-Clubs und ein beliebtes Logo für T-Shirts und Pullover.

„Agitationsraum Nr 1“³⁰

Die „Form“ Kreuzberg war aber vor allem für ihre Bewohnerinnen und Bewohner bekannt. Seit den 1960er Jahren entstand im Viertel eine Gegenkultur, die sich explizit auf das heruntergekommene Kreuzberg bezog, die in Kreuzberg den Ort lebenswelt-orientierter Politik sah (vgl. KAAK 1988; LANG 1998). 1979 fanden die ersten Hausbesetzungen statt, die ab 1980 von Auseinandersetzungen mit der Polizei begleitet wurden. Diese Bewegung „griff über“ und „breitete sich weiter in Berlin aus“ (KAAK 1988, 28). In der

²⁹ Interviewausschnitt (U.B.)

³⁰ LANG 1998, 120.

Darstellung Kreuzbergs dominierte nun ein Bild des Chaos; eine klare Grenzziehung von „drinnen“ und „draußen“ wurde sowohl „innen“ wie auch „außen“ vorgenommen, sozial wie räumlich (LANG 1998, 130). 1987 kam es aus Anlass der Demonstration zum 1. Mai zu Vergleichen mit Harlem, Belfast, Beirut (LANG 1998, 148ff.; vgl. auch BREDT 1992). Ebenso war dies die Phase des Zuzugs und der Ansiedlung von Arbeitern und ihren Familien aus der Türkei und aus Italien. Kreuzberg wurde als ein „Ausländerviertel“ etabliert, die Metapher des Ghetto und des Slums ein ums andere Mal angewendet (vgl. HOFFMEYER-ZLOTNIK 1977). Sowohl Kreuzberg als Gegenwelt als auch als Ausländerviertel stießen auf starke Ausgrenzungen in der Stadtpolitik. „Vor lauter Ausländern, meint Lummer [damals Berliner CDU-Innensenator], sei den Deutschen in Kreuzberg, ‚das fängt beim Geruch an‘, die ganze Umgebung entfremdet. Die dächten dann zu Recht: ‚Hier bin ich nicht mehr in meiner Heimat, sondern die haben sie mir in einer ganz bestimmten Weise geklaut.‘“³¹ Ganz anders, oder doch nicht so anders sieht die Sache eine junge Kreuzbergerin: „Die [nicht in Kreuzberg wohnen] verhalten sich anders. Bisschen schüchtern, bisschen ängstlich. Auch in Kreuzberg. Weil Kreuzberg ist ja eine brutale Gegend, sozusagen Ghetto-Gegend, nennt man ja so ... Ich gehe in Steglitz zur Schule, da meinen manche, in Kreuzberg würden sie auf keinen Fall wohnen, das ist eine asoziale Gegend.“³² Die Kreuzbergerin bezieht ihre Stärke nicht aus ihrer Normalität, sondern aus der Andersheit, die über Kreuzberg mit ihr assoziiert wird. Sie reproduziert dabei die Linien des Diskurses, aber sie kehrt sie in ihrer Wertung um.

Planerfiktion Kiez

Das Kreuzberg der Selbstorganisation wurde jedoch auch in die Stadtpolitik integriert, als das „Modell Kreuzberg“. Als die Phase der Hausbesetzungen abgeflaut war richtete sich der Blick auf „Kiez-Palaver und Plena“ (LANG 1998, 129). Dieter HOFFMANN-AXTHELM (1986) sah in der „Örtlichkeit der Politik“ das „Strukturelle“ Kreuzbergs. Er erklärte Kreuzberg zum Muster für alternative Stadtteilpolitik, als „Beinsteller“ der großen Politik. Ähnlich versteht Eberhardt KNÖDLER-BUNTE Kreuzberg, wenn er von der „Kreuzberger Mischung“ schreibt: „Die Geschichte der Kreuzberger Mischung von heute beginnt mit einem Blick auf einen Stadtteil, der als politischer Raum der eigenen Lebensorganisation wahrgenommen werden kann. Neu daran ist, daß Stadtteilpolitik als eine Ebene erscheint, auf der sich die Wünsche nach lebenspraktischen Veränderungen und Konkretisierungen mit politischen Zielsetzungen verknüpfen lassen. ... Die Stadt stellt sich nicht mehr so sehr dar als räumliche Anordnung von Wohnungen und Verkehrsverbin-

³¹ Spiegel vom 09.01.1984, 78, zitiert in BREDT 1992, 117.

³² Interviewausschnitt (U.B.)

dungen, sondern wird vorstellbar als Lebensraum, als in den Raum verlängerte Privatverhältnisse, die sich in öffentlichen Dingen vergegenständlichen können“ (KNÖDLER-BUNTE 1984, 217f.).

Das Strukturelle Kreuzbergs als „Modell Kreuzberg“: Kreuzberg wurde in dieser Perspektive als „anderer Ort“, als alternativer Ort gesetzt, als Beispiel für eine Umwälzung der Politik, als Politik an sich. Es gab auch kritische Stimmen: Karl HOMUTH (1984, 1986) beispielsweise kritisierte die Instrumentalisierbarkeit der Idee der Lokalität. Der „Kiez“, der in Kreuzberg etwas anderes als in Hamburg bedeutet, nämlich das Nachbarlich-Beschauliche, wurde in einen generellen Status erhoben, in Programme der „Integration“ eingebunden. In der „Planerfiktion Kiez“ ist das Anders Politische, Alternative und Ungeplante recodiert als förderungswert, als der (finanziellen) Förderung bedürftig, und damit nicht mehr ungeplant. Das „Quartier“ wurde zum Vehikel reformistischer Politik, schreibt HOMUTH. „Obwohl und gerade weil nach dem Niedergang der Besetzerbewegung ein konsistentes soziales Beziehungsgeflecht und gemeinsame Orientierungen selbst in der linksalternativen Szene real nicht existieren, stehen künstliche symbolische Ordnungen mit hohem Identifikationsgrad hoch im Kurs: Die Planerfiktion ‚Kiez‘, diese mystische Zurückgewinnung einer idealisierten ‚Kreuzberger Mischung‘, diese anachronistisch-harmonisierende Begriffsidylle hat hier eine durchaus bedeutsame Existenz angenommen.“ (HOMUTH 1986, 83) In der Planerfiktion Kiez wird der Stadtteil enteignet – der „Kiez“ wird destilliert zum Modell und dann rückübertragen auf den Stadtteil.

Was ist nun der Identifikationsgrad, den HOMUTH verloren gibt und der in Planerfiktionen hergestellt werden soll? *Ideal* besangen 1980 „Berlin“ wie folgt:

„Berlin

Im Bahnhof Zoo, mein Zug fährt ein
ich steig aus, gut wieder da zu sein
zur U-Bahn runter am Alkohol vorbei
Richtung Kreuzberg, die Fahrt ist frei
Kottbusser Tor, ich spring vom Zug
zwei Kontrolleure ahnen Betrug
im Affenzahn die Rolltreppe rauf
zwei Türken halten die Beamten auf
Oranienstrasse, hier lebt der Koran
da hinten fängt die Mauer an
Mariannenplatz, rot verschrien
ich fühl' mich gut, ich steh auf Berlin
wir fühl'n uns gut, wir stehn auf Berlin
wir fühl'n uns gut, wir stehn auf Berlin“³³

³³ IDEAL 1980: Berlin.

Kreuzberg stand für (West-)Berlin, für ein Lebensgefühl: Schwarzfahren, Türken, kaputte Häuser, aber eben auch für Alkoholiker, Kneipen ohne Sperrstunde und Gemütlichkeit, so wie es die Gebrüder Blattschuss in den „Kreuzberger Nächten“ priesen³⁴. Kreuzberg wurde besungen, Kreuzberg wurde bekannt. Der „Mythos Kreuzberg“ verkörperte die späten 1980er Jahre (LANG 1998, 160). Ideal besingen zentrale Orte der Topologie des Mythos. Kottbusser Tor: sozialer Wohnungsbau, Moscheen; Oranienstrasse: türkisches Gewerbe und alternativer Konsum; Mariannenplatz: besetztes Künstlerzentrum. Kreuzberg war in, im Trend, erfrischend anders, eine Kombination aus türkischer Familie und Szene, Multikultur, schrillum Nachtleben und alternativen Lebensstilen (vgl. KRAUTSCHICK 1991). Das ethnische Viertel, Selbstbestimmung, Gegenwelt wurden zusammengefasst und um die Facette des Konsums ergänzt, Kreuzberg wurde zum Objekt der Konsumkultur. Damit einher ging auch die Angst vor der Verdrängung einkommensschwächerer Gruppen durch die Jünger des Mythos. Dieser Prozess fand Widerstand durch autonome Gruppen, die zum Beispiel Buttersäure-Anschläge auf „Schicki-Micki“-Restaurants verübten (LANG 1998, 165ff.). Er fand und findet aber auch Widerstand durch die Alltäglichkeit des Lebens in Kreuzberger Welten, die mit dem abenteuerlichen Kreuzberg wenig zu tun haben. „... am Kotti, für immer. Ich bin dort aufgewachsen, meine ganze Familie, meine Freunde sind da, und das reicht schon aus.“³⁵ „Kreuzbergerin“ sein ist nichts Besonderes: „... ich bin da aufgewachsen, das ist genau so wie wenn jemand in Charlottenburg aufwächst, der würde sagen, ich bin Charlottenburger“.³⁶

*„Kreuzberg ist out, Mitte ist in“*³⁷

Kreuzberg als aufstrebender Bezirk Ende der 1980er, „inmitten von Boomtown“ (LANG 1998, 169), erlebte eine kurze Phase der Aufmerksamkeit. Der Fall der Mauer wurde als Wendepunkt thematisiert. Vom Bezirk im Schatten der Mauer, am äußersten Rand („Kreuzberg, das war doch die Mauer“³⁸) zur Öffnung, vom Kreuzberg als (Gegen-) Zentrum, als Puls, Kreuzberg in einer Insellage, nach einer Phase des Aufbruchs und des Übergangs, zurück in die Stigmatisierung. Andere Gegenden sind heute trendiger, mehr in. „Die Kneipen quellen über, sogar die Straße wird von Partygängern frequentiert, und signalisiert den Lenkern: Hier ist Partyzone! Wilde, aufregende Oranienstraße! Doch das ist leider Vergangenheit, mehr als zehn Jahre her.“³⁹

³⁴ GEBRÜDER BLATTSCHUß 1978: Kreuzberger Nächte.

³⁵ Interviewausschnitt (U.B.).

³⁶ Interviewausschnitt (U.B.).

³⁷ taz (Berlin) vom 11.07.1998.

³⁸ Berliner Zeitung vom 27.06.1997.

³⁹ BZ vom 30.10.1998.

Auf der anderen Seite erscheint Kreuzberg als unangenehm politisch: „Prenzlauer Berg hat inzwischen die Nachfolge Kreuzbergs als Szenebezirk angetreten – mit Lifestyle statt Weltverbesserung.“⁴⁰ Das Bild ist das eines Bezirks, der einen „Rückfall“ erlebt. Die autonome Szene wird „zurückgeschrieben“, nachdem anfangs auch die Hausbesetzer in andere Bezirke weitergezogen waren. Das Pendel schlägt zurück – zumindest in den Medien. „In Prenzlauer Berg und Friedrichshain haben die Leute die Nase voll. Der ‚schwarze Block‘ benötigt jedoch immer eine menschliche und ideologische Deckung in der Bevölkerung. Da erwartet man offenbar in Kreuzberg bessere Voraussetzungen. Vielleicht fühlt man sich da auch mehr zuhause.“⁴¹ Kreuzberg wird (wieder) als Schlachtfeld portraitiert. Auch in anderen Bereichen, die in den 1980ern zur Attraktivität Kreuzbergs beitrugen, werden Verlusterzählungen stark. Die Multi-Kulti-Erzählung wird umgeschrieben in eine „Zu-viel-Multi-Kulti“-Erzählung: „Eine Kreuzberger Familie, die bisher stets begeistert vom einzigartigen Multi-Kulti-Flair ihres Bezirkes geschwärmt hatte, verließ ihre schöne Altbauwohnung, um in Lichterfelde eine Doppelhaushälfte mit Gartenanteil zu beziehen. Ihr Sohn soll im Sommer eingeschult werden. Der Ausländeranteil der Kreuzberger Schule liegt bei 80%. Das war ihnen dann doch ein bisschen viel Multi-Kulti.“⁴² Diese Verlusterzählungen verbinden sich mit der weiteren symbolischen Herauslösung Kreuzbergs aus der „Normalität“. So werden Kreuzberger türkischer Herkunft zitiert, die sich dort nicht mehr wohl fühlen: „Ich gehöre nicht mehr zu denen. Ich bin wohl schon zu deutsch.“⁴³ Politiker fordern (wieder) Zuzugsstops für Ausländer in Gebiete wie Kreuzberg, Wedding, Tiergarten. Die Republikaner fordern: „Herr Yilmaz, geben Sie uns Kreuzberg zurück.“⁴⁴ Andererseits ist Kreuzberg eine „sichere Zone“: sicher vor rechtsradikalen Übergriffen. „Lieber als in Mitte würde ich in Kreuzberg wohnen“⁴⁵, zitiert die Berliner Zeitung einen Türken, der mehrfach von Skinheads bedroht wurde, und ein weiterer Kreuzberger erzählt im Interview: „Wie gesagt, hier fühlen sich die Ausländer noch wohl. Es ist bunt, ich denke der einzige Bezirk ... Ausländer haben keine Angst, Neonazis zu treffen in Berlin. Die Neonazis denke ich werden sich hier fremd fühlen.“⁴⁶

⁴⁰ Berliner Zeitung vom 07.12.1995.

⁴¹ BZ vom 26.04.1999.

⁴² Berliner Zeitung vom 12.02.1999.

⁴³ BZ vom 28.09.1997.

⁴⁴ Die Welt vom 25.09.1998.

⁴⁵ Berliner Zeitung vom 25.09.1998.

⁴⁶ Interviewausschnitt (U.B.).

Die Verlufterzählungen treffen auch auf eine Kriminalitätserzählung. Die Reichenberger Straße ist laut „BZ“ die kriminellste Straße Berlins⁴⁷, in die Dresdenerstraße wagt sich die Polizei laut „Die Welt“ nur noch in Mannschaftsstärke.⁴⁸ Innerhalb Kreuzbergs werden bestimmte Straßen isoliert, die dann aber doch als Synonym für den Bezirk gesehen werden. Eine Kreuzbergerin reagiert darauf im Interview: „Naja, wenn ich in Kreuzberg abends allein durch die Straßen laufe, das ist schon was anderes als in Steglitz oder Zehlendorf. Wenn ich so sehe, was in den Zeitungen steht.“⁴⁹ In der Kriminalitätserzählung wird eine Geschichte weitererzählt der immer weiter steigenden Herausstrennung Kreuzbergs aus einer deutschen Leitgesellschaft, die Entwicklung einer Nebenkultur und Nebenwelt, die den „deutschen Normen“ widerspricht. Diese Erzählung bietet sich aber innerhalb Kreuzbergs an, um das Stigma zu verschieben: auf jüngere, andere Stadtteile, andere „Gruppen“. „Damals waren die Leute besser, ganz andere Leute. In den [19]80er Jahren, nach dem Mauerfall, sind viele verschiedene Völker gekommen, da ist Kreuzberg gefährlich geworden. In den [19]70er Jahren gab es in Kreuzberg fast keine Kriminalität,“ verschiebt ein Kreuzberger das Stigma⁵⁰. Ebenso möglich ist jedoch die Umarmung des Bezirks, trotz seines Rufs: „Ich liebe immer noch mein Kreuzberg. Wenn man in Urlaub fährt, und sagt den Leuten ‚Kreuzberg‘, dann denken die Leute, man wohnt unter Wilden. Manche Leute schämen sich, in Kreuzberg zu wohnen. Denen ist das peinlich.“⁵¹

Gebietsdiskreditierung und neue Planerfiktionen

Im Quartiersmanagement, aufbauend auf der Studie „Sozialorientierte Stadtentwicklung“ (HÄUßERMANN und KAPPAN 1998), rückt das Quartier in den Vordergrund. Die Verlufterzählungen werden gebündelt zum „problembehafteten Quartier“, das Hilfe bedarf. Quartiersmanagerinnen und Quartiersmanager sollen „Potenziale bündeln“, „Chancen finden“, „das Quartier fit machen“. Die Definitionsgewalt liegt beim Senat. Quartiersmanagement reiht sich ein in die vorangegangenen Gliederungen Kreuzbergs. Manche dieser Gliederungen sind Kreuzberg-spezifisch, so zum Beispiel das alte „Strategengebiet“ der „Strategien für Kreuzberg“, andere reihen die ausgesonderten Gebiete in eine Liste anderer (Berliner, deutscher, europäischer) Gebiete ein, wie zum Beispiel das Quartiersmanagement. Fast alles

⁴⁷ BZ vom 25.2.1999.

⁴⁸ Die Welt vom 02.02.1999.

⁴⁹ Interviewausschnitt (U.B.).

⁵⁰ Interviewausschnitt (U.B.).

⁵¹ Interviewausschnitt (U.B.).

sind Definitionen aus „integrierenden“ Maßnahmen, in denen „Probleme“ isoliert und lokalisiert werden. Neben der Unterscheidung zwischen den Guten und den Bösen, die sich an Gebietsgrenzen orientiert – gute und böse Gebiete – wird eine weitere Unterscheidung innerhalb der Gebiete etabliert: diejenigen, die Potenzial sind, und diejenigen, die Problem sind, nicht integrationswillig. So greift das Quartiersmanagement tiefer in das Leben der KreuzbergerInnen ein als bisherige Programme, indem die Optionen vorgeprägt werden: Bist du für das Quartier oder dagegen? Manage-bares Potenzial oder zu kontrollierendes Problem? Das Mittel dieser Politik ist in eine Rhetorik von Chancen und Potenzial. Potenzial im Sinne selbstorganisierter Tätigkeit hingegen ist genau das Gegenteil von Sozialmanagement.

Eine ganze Reihe von Taktiken gegen diese Ordnungspolitik könnte aufgezählt werden. Das Stadtforschungsinstitut „Topos“ stellte eine Studie vor, die die statistischen Grundlagen der Quartiersmanagements-Studie anzweifelte und für herkömmliche Maßnahmen wie Mietobergrenzen plädiert.⁵² Der Kreuzberger Bürgermeister Schulz beklagte sich über „Gebietsdiskreditierung“.⁵³ Aus der Sicht von Kreuzberger Jugendlichen beschreibt die Berliner Zeitung den Zusammenhang von Kreativität und Ghetto-Leben.⁵⁴ Und schließlich ist es einfach das Weiterleben, das als Widerstand begriffen werden kann. Kreuzberg kann man nicht abschaffen: „Wenn man lange Jahre ein gewisses Zentrum hat, dann fühlt man sich gut da. Manche sagen das auch von Schöneberg, manche von Neukölln. Aber die in Neukölln, die sagen, dass es in Kreuzberg besser ist. Wenn ich in einem anderen Zentrum bin, Neukölln oder Schöneberg, dann komme ich mir komisch vor. Ich fühle mich woanders, ganz woanders.“⁵⁵

Die Umarmung des Stigmas, dessen Annahme unter umgekehrtem Vorzeichen, die Bejahung „Ja, wir sind anders“, kann als eine Taktik verstanden werden. Das Angreifen und Neukombinieren der Zuschreibungen, die simple Verneinung – „Nein, Kreuzberg ist nicht das Armenhaus Berlins“ – ist eine weitere Taktik. Das alltägliche Leben, das Behaupten einer eigenen Realität, die sich zwar aus den verbreiteten Bildern speist, aber sich nicht durch sie identifiziert, eine dritte. In ihrer Vielfalt werden diese Taktiken gegen die Stigmatisierung vorstellbar, die sich alle um den Begriff Kreuzberg, die Gemeinschaft Kreuzberg ranken, aber aus sehr verschiedenen Richtungen, die immer wieder in Auflösung begriffen sind.

⁵² Berliner Zeitung vom 22.10.1998. Diese Studie diente auch der Beratung des Bezirks über die Einführung von Mietobergrenzen.

⁵³ taz (Berlin) vom 06.02.1999.

⁵⁴ Berliner Zeitung vom 29.12.1998.

⁵⁵ Interviewausschnitt (U.B.).

„Alles echt und doch Kulisse“⁵⁶

Raubbilder und Praktiken der Aneignung

Wir haben in unseren Ausführungen anhand der zwei ausgewählten Stadtviertel sowie der verschiedenen Zugangs- und Betrachtungsweisen einige Prozesse und Zusammenhänge aufgezeigt, die sich aus Teilen der dominanten stadtpolitischen Diskurse und gesellschaftlichen Bedeutungszuschreibungen sowie deren Konsequenzen für die Stadtviertel und ihre Bewohnerinnen und Bewohner zusammensetzen. Dabei ist deutlich geworden, dass den Stadtteilen *unterschiedlichste* Bedeutungen zugeschrieben werden, die in verschiedensten Wahrnehmungsschemata und Reaktionen (Alltagspraktiken) zu Tage treten.

Stadtteilbilder vereinen in sich eine unüberschaubare Anzahl von Bedeutungskonstruktionen. Da findet sich die der Benachteiligung dicht neben der Ausgrenzung, und Ausgrenzung wiederum ist immer mit Eingrenzung verbunden usw. Sowohl in Kreuzberg als auch in St. Pauli sind dabei die Ausgrenzungen weder einheitlich, noch eindeutig: Die Grenzen von Ein- und Ausschluss sind multipel und dynamisch – und diese Feststellung ist problematisch, bietet aber auch Chancen. Ausgrenzungen basieren auf menschenverachtenden Abgrenzungen, auf Grenzziehungen zwischen „innen“ und „außen“, in denen Norm und Abweichung konstituiert werden. Die Einteilungen in das „integrierende Wir“ und die „anderen Anderen“ sind in St. Pauli und Kreuzberg jedoch vielschichtiger. Die Grenzen werden laufend verschoben und schließen je nach Situation einige aus, andere ein. St. Pauli beispielsweise wird von einigen auf „heruntergekommenes Wohngebiet mit finanziell armer Bevölkerung“ reduziert, andere heben die kreativen Ideen und soziale Kompetenz *derselben* Bevölkerung hervor. Manchmal steht das Viertel für (soziale) Lethargie, dann wieder ist es Vorbild für Hilfsbereitschaft und politischen Auseinandersetzungswillen. Schließlich kennen viele St. Pauli nur als Rotlichtviertel oder als Sitz des Fußball Clubs St. Pauli.

Es ist aber nicht nur die Verschiedenheit der Bilder, die wir hervorheben wollen. Die Bilder stehen im Konflikt, und sie sind verschieden wirkungsmächtig. Zwar haben wir einige dieser Bilder isoliert, im Alltag findet sich gerade das oft unreflektierte Gemisch von verschiedensten Bildern, Bildern des Selbst und des Anderen, uneindeutig und dadurch weder definierbar noch determinierbar. Für problematisch halten wir somit eine Gegenüberstellung des „realen Raumes“ einerseits und des „konstruierten Raumbildes“ andererseits, da wir gerade die konstruierten Bilder (in ihrer Vielfalt) als Realität verstehen; als Bilder, die die Wirklichkeit nicht abbilden, sondern bilden.

⁵⁶ taz (überregional) 16.10.1999 (zur Verwendung der Reeperbahn als Drehort, um „das Verruchte“ in Filmszenen zu suggerieren).

In Verbindung mit alltagspraktischen Überlegungen, wie bspw. Michel DE CERTEAU (1988) sie angestellt hat, ist die Betrachtung von Bildern kein passiver Akt, sondern eine Aneignungspraktik. Das heißt, die Betrachtenden sehen, interpretieren, verhandeln und *verwandeln* die Bilder. Bilder (und damit auch Räume, Städte bzw. Stadtteile) haben somit keine inhärenten Bedeutungen, sondern werden erst durch ihre Betrachtung und ihren „Gebrauch“ real, d.h. wirklich und zugänglich. „Zugänglich“ weist hier auf die Doppelbedeutung als „Verständnis“ und als „Begehung“ hin und führt uns schließlich zu einem Verständnis von Stadtteilen als sich bewegende Bilder und begehbare Räume, als Praktiken der Verortung, die immer in Bewegung und niemals feststehend sind, als Bilder, deren Bedeutungen einverleibt, verändert und verkörpert werden. (Räumliche) Identitäten entstehen daher in diesen Praktiken der Aneignung.

Rückblickend auf die frühen Debatten um räumliche Identität geht es uns also weder um eindeutige „Räume“, noch um feststehende, messbare Identitäten. Mit einer derartigen Auf- bzw. Ablösung der Raumbilder haben wir uns auch in die Richtung der Produktion von Raum als stets aktivem Prozess bewegt, in dem Eindeutigkeiten angeeignet und aufgelöst werden. Zugleich haben wir uns aber auch von einem eindeutigen Raumkonzept weg bewegt und sind bei den Ausschnitten, den Wechselspielen von Subjektidentitäten und Stadtteilen „stehen geblieben“. Doch ebenso wenig wie diese Wechselspiele festgelegt sind, sind sie willkürlich oder beliebig. Raumbilder gehören immer auch denen, die drin wohnen und sich in ihnen einrichten!

Literatur

- BARTHES, R. 1977: *Image, Music, Text*. London.
- BEST, U., und D. GEBHARDT 2001: *Ghetto-Diskurse. Geographien der Stigmatisierung in Berlin und Marseille*. Potsdam (= *Praxis Kultur- und Sozialgeographie*, Nr. 24).
- BLASIUŠ, J. 1993: *Gentrification und Lebensstile*. Wiesbaden.
- BREDT, K. W. 1992: *Der Mythos Kreuzberg – Realität und Medienrealität eines Stadtbezirks*. Unveröffentlichte Magisterarbeit im Fach Publizistik, FU Berlin.
- BREIHOŁZ, J. 1999: *Der Kiez sind wir*. In: *HH19 – Stadtmagazin Hamburg*, November 1999, S. 5.
- BREMER, D. 1987: *Die räumlich-soziale Bedeutung von städtischen Umstrukturierungsprozessen am Beispiel von Altona-Altstadt/St. Pauli-Süd*. Hamburg.
- BRENNER, N. 2004: *Urban governance and the production of new state spaces in western Europe, 1960–2000*. In: *Review of International Political Economy*, 11, H. 3, S. 447–488.
- DE CERTEAU, M. 1988: *Kunst des Handelns*. Berlin.
- DANGSCHAT, J. 1994: *Concentration of poverty in the landscapes of 'Boomtown' Hamburg*. In: *Urban Studies* 31, 7, S. 1133–1148.
- DANGSCHAT, J. 1997a: *Sag mir, wo Du wohnst, und ich sag Dir, wer Du bist!* In: *Prokla* 27, S. 619–647.

- DANGSCHAT, J. 1997b (Hrsg.): *Modernisierte Stadt – gespaltene Gesellschaft: Ursachen von Armut und sozialer Ausgrenzung*. Opladen.
- FLEISCHMANN, K., A. STRÜVER und B. TROSTORFF 2004: „Jeder nur erdenkliche Aberglaube ist unter dem hufeisenförmigen Zuge der Karpaten zu Hause“ – Zum Mythos Transsilvanien und Dracula. In: GAMERITH, W. et al. (Hrsg.): *Alpenwelt – Gebirgswelten*. Inseln, Brücken, Grenzen. Bern, S. 447–456.
- HÄUßERMANN, H. und A. KAPPHAN 1998: *Sozialorientierte Stadtentwicklung*. Gutachten im Auftrag der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie. Berlin.
- HÄUßERMANN, H., und A. KAPPHAN 2000: *Berlin: von der geteilten zur gespaltenen Stadt? Sozialräumlicher Wandel seit 1990*. Opladen.
- HOFFMEYER-ZLOTNIK, J. 1977: *Gastarbeiter im Sanierungsgebiet*. Hamburg.
- HOMUTH, K. 1984: *Statik potemkinscher Dörfer*. „Behutsame Stadterneuerung“ und gesellschaftliche Macht in Berlin-Kreuzberg. Berlin.
- HOMUTH, K. 1986: *Pädagogisierung des Stadtteils*. Über die Bedeutung von „behutsamer Stadterneuerung“ als präventive Sozialpolitik. In: *Ästhetik und Kommunikation* 59, S. 78–85.
- Interview (A.S.) = bei Anke STRÜVER einsehbar; Adresse siehe Autorenverzeichnis.
- Interview (U.B.) = bei Ulrich BEST einsehbar; Adresse siehe Autorenverzeichnis.
- KAAK, H. 1988: *Kreuzberg*. Berlin. (= Geschichte der Berliner Verwaltungsbezirke, Bd. 2).
- KNÖDLER-BUNTE, E. 1984: *Blicke auf die Luisenstadt*. Zur Wahrnehmungsgeschichte eines Berliner Stadtteils. In: FIEBIG, K.-H., D. HOFFMANN-AXTHELM und E. KNÖDLER-BUNTE (Hrsg.): *Kreuzberger Mischung*. Die innerstädtische Verflechtung von Architektur, Kultur und Gewerbe. Berlin. S. 197–218.
- KRÄTKE, S. 1995: *Stadt – Raum – Ökonomie*. Basel.
- KRAUTSCHICK, S. (Hrsg.) 1991: *Mythos Kreuzberg*. Reflexionen einer Wirklichkeit. Berlin.
- LANG, B. 1998: *Mythos Kreuzberg*. Ethnographie eines Stadtteils (1991–1995). Frankfurt a.M.
- MANOS, H. 1989: *Soziale Lagen und Soziale Fragen im Stadtteil St. Pauli*. Hamburg.
- MARCUSE, P. und P. VAN KEMPEN (Hrsg.) 2000: *Globalizing Cities: A New Spatial Order*. Oxford.
- OBENBRÜGGE, J. und A. STRÜVER 2000: *Strukturpolitische Untersuchung des Stadtteils St. Pauli*. Hamburg (= Wirtschaftsgeographische Arbeitsberichte).
- SENATSVORWALTUNG FÜR GESUNDHEIT, SOZIALES UND VERBRAUCHERSCHUTZ BERLIN 2004: *Sozialstrukturatlas 2003*. Berlin.
- SMITH, N. 1996: *The New Urban Frontier: Gentrification and the Revanchist City*. London.
- STADTENTWICKLUNGSBEHÖRDE FHH 1999: *Soziale Stadtteilentwicklung*. Das Programm. Hamburg.
- STATISTISCHES LANDESAMT HAMBURG 2004: *Stadtteil-Profile 2003*. Hamburg.
- STIEWE, M. 2004: *Stadtteil-Portal von und für Menschen auf St. Pauli*. Abrufbar unter: <http://www.20359hamburg.de/> (Letzte Abfrage 27.10.2004).
- YOUNG, B. 1998: *Genderregime und Staat in der globalen Netzwerkökonomie*. In: *Prokla* 28, S. 175–198.

<http://www.der-blonde-hans.de>

http://members.tripod.de/FutureCityhamburg/park_fiction_01.html

<http://www.hamburg-light.de/hh/stpauli/stpauli3.htm>

<http://www.hamburg-light.de/hh/stpauli/stpauli5.htm>

<http://www.fcstpauli.de/sp/pages/fans/fanclubs/fanclubs.php>

Musiktitel

DIE LASSIE SINGERS 1992: Hamburg. In: CD „Sei à gogo“. München: Sony/BMG.

GEBRÜDER BLATTSCHUß 1978: Single „Kreuzberger Nächte“. Hamburg: Hansa.

IDEAL 1980: Berlin. In: LP „Ideal“. Diepholz: Deutsche Austrophon.

Zeitungen

Berliner Zeitung

BZ = BZ-Berlin, Springer Verlag

Die Welt

Hamburger Morgenpost

taz = die tageszeitung

taz (Berlin) = die tageszeitung, Regionalteil Berlin

taz (Hamburg) = die tageszeitung, Regionalteil Hamburg